



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

B.: Zur politischen Sprache und Literatur in Oestreich.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

am folgenden Tage auch die Brigaden Kalliany und Stutterheim zu ihm gestoßen waren, entspann sich ein sehr heißer Kampf mit den Feinden, die alle ihre Truppen aus der Umgegend zusammengezogen hatten, und unter Bem's persönlicher Leitung standen. Bem nahm nach einander 3 sehr feste Stellungen, wurde aus allen durch das unwiderstehliche Anstürmen der Oestreicher geworfen, vermochte auch in Medwisch sich nicht länger zu halten und gab endlich seinem Heere Befehl, sich nach Basarhely und Schäßburg zurückzuziehen. Am 4. März war Puchner wieder im Besiz von Medwisch.

Durch die Einnahme dieser Stadt war zwar ein großer Theil des Sachsenlandes vom Feinde gesäubert und die zur Bedrohung Basarhelys äußerst wichtige Kockellinie gewonnen worden: allein erst mit der Besetzung Schäßburgs konnte man das Sachsenland ganz aus den Händen des Feindes gerettet betrachten. Während also Puchner von Medwisch aus zur Wiedereroberung Schäßburgs die geeigneten Maßregeln traf und Hermannstadt sich dem fröhlichsten Jubel über die Siege des Heeres überließ, brütete Bem in Basarhely über einen neuen kühnen Streich und erschien plötzlich am 11ten früh nach einem Marsch von 28 Stunden um die linke Flanke Puchners vor Hermannstadt. Die russische Besatzung — 3000 Mann unter Oberst Skariatin — schlug sich vom Morgen bis zum Abend, in der Hoffnung, Puchner würde zum Entsatz der Stadt herbeieilen. Da jedoch bis spät Abends keine Hilfe erschien und die Häuser vom Feind in Brand gesteckt wurden, verließ Skariatin Hermannstadt und gab es dem grausamsten der Feinde preis, der darin Gräuel und Schandthaten verübte, wie sie nur ein barbarisches Zeitalter kennt. Trotz der Verwegenheit dieses Zuges hat Bem seinen Zweck, die Russen aus dem Lande zu jagen, doch nicht erreicht, denn von Hermannstadt bis zur Grenze gibt es noch manche Stellung, in welcher sich die Russen gegen eine zehnfache Uebermacht vertheidigen können, bis ihnen aus der Walachei Hilfe geschickt wird. Gelingt es dann noch Puchner, Bem im Rücken zu fassen, so ist die Niederlage des magyarischen Heeres so gut als gewiß.

Zur politischen Sprache und Literatur in Oestreich.

Erwiderung an Dr. Adolph Pinkas von Dr. Joseph Alex. Helfert. —
Wien, Karl Gerold u. Sohn 1849.

Wer kennt nicht die Briefe des Engländers Junius, des großen Unbekannten! Ist es doch, als wäre der Geist des brittischen Volkes in diesen Briefen selbst zu Worte gekommen. Nur nach dem Tagewerk einer ruhmvollen Geschichte kann sich ein Volk in einer so gediegenen Prosa aussprechen, während es in der vor-

geschichtlichen Morgendämmerung in gestaltlosen Sagen dem Lichte entgegen klingt und nicht anders als in Versen seine Orakel zu geben vermag. Mit demselben Feuereifer der Wahrheit, mit welchem Lessing die Seichtheit des Archäologen Klop, die Bornirtheit des Pastor Göke bekämpfte, tritt Junius seinen politischen Widersachern entgegen; er ist ein Lessing auf dem Felde der Politik, und wie in einem brennenden Dornbusche, tritt uns bei ihm in der Majestät des polemischen Hornes die göttliche Erscheinung der gediegenen Männlichkeit vor Augen.

Warum erwähne ich aber gerade jetzt den brittischen Heros, da ich eine Besprechung der kürzlich erschienenen Helfert'schen Broschüre liefern will? Die Welt liebt Kontraste, ich beabsichtige, den Lesern der Grenzboten eine Scene aus den Pygmäenkämpfen der österreichischen Polemik vorzuführen. Unsere Revolution hat uns noch nicht den sittlichen Ernst gegeben, der zu einer würdigen Polemik nöthig ist; die Kämpfer sind nicht von dem Religionseifer für eine Idee durchglüht, sondern bloß persönlich gereizt, wenn sie sich mit einander messen. Nur eine ange-thane Schmach treibt ihnen das Blut in die Wangen, und es handelt sich bei dieser frivolen Polemik immer nur um die eigene Haut, um einen Fußtritt oder eine Ohrfeige, über die dann in öffentlichen Blättern der nöthige Lärm gemacht werden muß. —

Die Streitfrage, durch welche die oben genannte Broschüre veranlaßt wurde, ist keineswegs eine Ausnahme von jener Regel. Kurz nach der Auflösung des Reichstages verbreitete sich das Gerücht, der Unterstaatssekretär Helfert habe in jener Nacht, wo die octroyirte Charte einem ausermählten Kreise von Reichstagsdeputirten vorgelesen wurde, gegen einen böhmischen Abgeordneten, der vielleicht von einer blutigen Jahresfeier der Pfingstereignisse und andern schrecklichen Dingen gesprochen, sich auf das Bestimmteste geäußert, „daß die Czechen im Fall eines Widerstandes ohne Weiteres deutsch gemacht werden!“ Dieser Beschuldigung widersprach Dr. Helfert im österreichischen Correspondenten vom 10. März, durch die Erklärung, daß er es nur „der falschen Auffassung eines in ganz anderem Sinne geführten Gespräches zuschreiben müsse, wenn ihm diese Worte in den Mund gelegt werden konnten.“ Hierauf nannte sich Dr. Pinkas in den Narodny Noviny und dem constitutionellen Blatte aus Böhmen als denjenigen Abgeordneten, der sich in jener Nacht mit ihm unterhalten, und erklärte, daß er zwar nicht die angeführten Worte, aber viele andere, die das Gerücht keineswegs Lügen straften, damals aus seinem Munde vernommen habe. Da er das Gedächtniß des Herrn Unterstaatssekretärs der Wucht der Geschäfte unterlegen glaubt, so kommt er demselben auf bereitwillige Weise zu Hilfe. Er erinnert den jungen Staatsmann daran, wie er „mit gekreuzten Beinen auf einem Tabouretchen sitzend, in Liebe für sein Heimatland, und seinem Wahlspruche: „Odi profanum vulgus“ treu, den bestürzten Deputirten eiskalte Belehrungen gegeben, wie er sich geäußert habe, ein Reichstag, der sich annahm, Religion zu machen, dürfe nicht ferner existiren,

und dann seinen Sorgen und Bedenken mit der Drohung entgegen getreten sei: „wenn Bürgerkrieg ausbräche, würden alle Czechen deutsch gemacht!“

Zur Widerlegung dieses Angriffes verfaßte nun der Herr Unterstaatssekretär jene Broschüre, die uns als ein willkommener Beleg für die Fähigkeiten des jugendlichen Staatsmannes erscheinen muß, der auch ein Haar seines Hauptes hergab, um daran das Damoklesschwert zu befestigen, unter dem das souveräne Volk Oesterreichs ängstlich hinwandelt.

Wenn man die Broschüre des Dr. Helfert durchgelesen hat, so scheint es für den ersten Augenblick, daß er sich genügend gerechtfertigt habe. Weniger die Gründe, die ihm mit Gewalt abgenöthigt worden sind, als das schlechte Deutsch, in dem er sie von sich gibt, spricht dafür, daß er die Intention nicht haben könne, die Czechen germanisiren zu helfen. Freilich mit der loyalen Gesinnung eines österreichischen Staatsbürgers ist ein guter deutscher Styl geradezu unverträglich; dies ist eine unumstößliche Wahrheit, die aber nur demjenigen vollends einleuchten kann, der in zarter Jugend die sogenannten „deutschen Schulen“ in Oesterreich frequentirt hat. Leider haben so viele Leser der Grenzboten jenes schlichte und unscheinbare Büchlein noch gar nicht in der Hand gehabt, welches den Titel führt: „Deutsche Sprachlehre für die Normal- und Hauptschulen der k. k. Staaten. Wien, im Verlage der k. k. Schulbücher-Verschleiß-Administration.“ Und doch liegt in diesem harmlosen Buch das tiefe Staatsgeheimniß der Centralisation; die Grundlage des österreichischen Bewußtseins, sie ist eine Hauptstütze der Einheit und Integrität der Monarchie. Die Ruthenen haben selbst ihre Einführung in den Schulen verlangt, da die neue ruthenische Sprache noch nicht fertig ist, und Jellachich hat für die Schulen der Grenzer zum großen Verdruß der südslavischen Bevölkerung eben dieselbe österreichisch-deutsche Sprachlehre octroyirt. Das Ministerium trägt sich mit der kühnen Idee, mit Hilfe des allgemeinen Belagerungszustandes ein großes, einiges Oesterreichthum zu schaffen, dessen Wurzeln es in dem Tirolerthum, in dem ruthenischen Bauernstaat, und in dem disciplinirten Barbarenthum der Militärgrenze gefunden hat. Die wackern tiroler Scharfschützen, der treue ruthenische Landsturm, und die croatischen Grenzregimenter haben die große Sendung, durch einen fortwährenden Eroberungskrieg im Innern des Reiches die Integrität desselben aufrecht zu erhalten. Ueberall soll dann in den eroberten Bezirken „die kleine deutsche Sprachlehre für Kinder von 8 — 11 Jahren“ eingeführt, und so die erwünschte Gleichförmigkeit der Monarchie erzielt werden. Dieses Schulbuch, bei Leopold Grund in Wien auf schlechtem Papier mit noch schlechtern Lettern gedruckt, ist das eigentliche Zwinguri der österreichischen Volksstämme, und das wunderbare Deutsch, das in den „kleinen Schulen“ gelehrt wird, ist die k. k. österreichische Unterthanensprache, die wir in ihrer höchsten Ausbildung in den Kundmachungen Vater Welden's und in den Proklamationen des Fürsten Windischgrätz vorfinden. Unter die Staatsmonopole Oesterreichs gehört nebst dem schlechten Ta-

baß, den man in den „f. f. Traffiken“ zu kaufen genöthigt ist, auch das schlechte Deutsch, das man an den f. f. Normalschulen lernen muß. Eben darum durften sonst unter dem patriarchalischen Regiment der Censur so viele ausländische Bücher nicht den Weg über die österreichische Grenze machen, weil sie in einem staatsgefährlichen Deutsch geschrieben waren; eben darum schließt das neue Preßgesetz alle Ausländer von der Redaction österreichischer Journale aus, weil sie ein solches Deutsch einführen möchten, in dem sich keine ordentliche Loyalitätsadresse, kein gehöriges Mißtrauensvotum an gewisse Reichstagsdeputirte abfassen ließe. Aus diesem Grunde ist an den österreichischen Universitäten noch keine Lehrkanzel für deutsche Sprache und Literatur errichtet worden, damit die Wirkungen, die die kleine deutsche Sprachlehre für Normalschulen auf das jugendliche Gemüth ausübt, nicht im reifern Alter durch derartige Vorträge paralytisch werden, und deshalb hat auch der Herr Unterstaatssekretär im Ministerium des Unterrichts bei der Abfassung seiner Vertheidigungsschrift genau die Regeln der kleinen deutschen Sprachlehre vor Augen behalten.

Wir gehen in den Inhalt der Broschüre selbst ein. Gleich auf der ersten Seite versichert der Verfasser: „daß ihm sein ehrlicher Name werth sei so gut wie irgend einem, und ihm die Meinung nicht gleichgiltig sei, die seine Landsleute von ihm hätten.“ Wohl, Herrn Dr. Helfert ist die Ehre ein Wappen, welches das Volk auf offenem Markte zu zerschlagen vermag. Mich hat das larmoyante Wesen des Cassio im Shakespeare, der in Bezug auf den Ehrbegriff ein eben so guter Mensch ist, wie der Herr Unterstaatssekretär, immer angewidert. „Ich habe meinen ehrlichen Namen verloren,“ so winselt der armselige Kerl, denn der Mohr wird ihn abschaffen; er wird nicht mehr sein Lieutenant bleiben können. Der Mackel an seinem guten Namen ist nichts mehr als ein Loch in seinem Aermel, ein Fleck an seiner Halskrause; aber der Mohr hat dieses unselige Loch, diesen verwünschten Fleck bemerkt. Was thut nun Cassio? Er dingt ein Duzend Musikanten, um dem Feldherrn ein Ständchen darzubringen, und ihn auf diese Weise wieder zu begütigen. Der Herr Unterstaatssekretär möchte gern wieder Deputirter werden. Dazu ist vor allen Dingen ein ehrlicher Name nöthig, wenigstens in dem Wahlbezirke, wo man als Candidat auftritt. Was thut der Herr Unterstaatssekretär? Er sucht die Dissonanzen, die aus der berühmten Nacht von Kremser herüberklagen, durch ein Ständchen aufzulösen, das er dem Volke bringt. „Ich ein Deutscher nach Abstammung und Sprache, habe stets ein warmes Herz gezeigt für meine czechischen Landsleute — zu einer Zeit, wo ihre nationalen Bestrebungen noch von vielen verkannt, verdächtigt, angegriffen wurden. Mein erstes Auftreten auf dem Felde der Politik galt meinen czechischen Landsleuten, die ich in Schutz nahm, wie gegen die ungerechten Zumuthungen eines rücksichtslosen Schwarzrothgoldthums, so gegen die übermüthige Lehre des allein seligmachenden Panmagyarismus. Ich wurde angefeindet, verdächtigt, verspottet, ich wurde Ver-

räther an der deutschen Sache, ich wurde Abtrünnling genannt, blos deswegen, weil ich damals nicht der Meinung war, daß Oesterreich zur Hälfte deutsch, zur andern magyarisch sei, weil ich sagte, Oesterreich sei Oesterreich ($a = a$), in welchem Deutsche, Magyaren, Slaven, Romanen mit gleichem Rechte zu einem großen Gesamtstaate verbunden seien, weil ich, was mein besonderes Vaterland betraf, der czechischen Nationalität dasselbe Recht zutheilen wollte, welches ich meinen deutschen Landsleuten gewährt wissen wollte."

Gehe nun Herr Dr. Helfert seine Gründe gegen Dr. Pinkas in Schlachordnung stellt, redet er seinem Gegner folgendermaßen in's Gewissen. „Mein Herr! gesetzt, ich hätte die Aeußerung, die Sie mir unterschoben, wirklich gemacht, so könnten Sie meine Erklärung vom 7. als Beweis hinnehmen, daß ich solche doch nicht gemacht haben wollte. Sie konnten sich damit begnügen und gegen mich als reumüthigen Sünder (!) Gnade vor Recht ergehen lassen. Sie haben sich damit nicht begnügt. Sie haben für gut befunden, die Behauptung, die erst Sie mündlich unter die Leute gebracht, nur mit der Zugabe von allerhand bissigem Aufpuß (!) und Zierrath in einem öffentlichen Blatte zu wiederholen. Sie haben geglaubt, um Ihre Ehre — die ich nicht angegriffen, — zu wahren, die meine beflecken zu müssen. Mein Herr! ich bin der Schonung, die ich gegen Sie beobachtet, entbunden.“ Nachdem nun Dr. Helfert den Verlauf des Gespräches, das er in jener Nacht von Kremsier mit dem Abgeordneten Pinkas geführt und unter andern eine harte Aeußerung des letztern in Bezug auf die Deutschböhmen mitgetheilt hat, fügt er in christlichem Tone hinzu: „Mein Herr! ich will Ihnen nicht Gleiches mit Gleichem vergelten. Ich will nicht den Verdacht auf Sie wälzen, als hätten Sie jene Worte anders, als in einem Aufwallen augenblicklicher Leidenschaftlichkeit herausgestoßen; ich will Sie selbst vertheidigen und von Ihrer Loyalität und Vaterlandsliebe voraussetzen, daß Sie ihre deutschen und czechischen Landsleute ebenso mit gleicher Liebe im Herzen tragen, wie ich es mir im Innersten der Seele bewußt bin.“ — Nichts macht einen so widerlichen Eindruck, als der Dilettantismus der Heuchelei, die novizenhafte Ungeschicklichkeit im Jesuitismus. Und diesen Eindruck empfindet man so lebhaft bei der eben angeführten Stelle. —

Et prodesse volunt et delectare poetae. Der Unterstaatssecretär will nicht nur das Publikum belehren, sondern gibt sich auch alle Mühe, es zu amüsiren. Ich führe zur Erheiterung der Leser folgende Stelle an: „Mein Herr! ich kann von der gütigen Nachsicht, mit der Sie es aus der Wucht meiner Geschäfte entschuldigen wollen, daß ich ohne Zweifel das Thatsächliche jener Nacht nicht mehr in ganz klarer Erinnerung habe, keinen Gebrauch machen und bedarf wahrlich der gefälligen Bereitwilligkeit nicht, mit der Sie sich erbieten, meinem Gedächtnisse zu Hilfe zu kommen. Zum Beweise dessen gestehe ich, mich sehr wohl zu erinnern, daß ich eine Zeitlang auf dem Tabouretchen saß — ich wußte nicht, daß dies mit

der Liebe zu meinem Heimathlande unverträglich sei; daß ich mit über's Kreuz geschlagenen Beinen saß — ich ahnte nicht, daß ich einen kritischen Beobachter in unmittelbarer Nähe habe, der in dieser Stellung den mimischen Ausdruck des *Odi profanum vulgus* finden könne! — Uebrigens erinnere ich mich auch, den H. Dr. Pinkas an demselben Abende eine Weile mit gekreuzten Beinen — obgleich nicht auf dem Tabouretchen, sondern auf dem Canapee — sitzend gesehen zu haben. Hat etwa bei dem H. Dr. Adolph Pinkas diese Kreuzung der Beine einen andern Ausdruck, als bei mir? u. s. w.“ Wir können uns aber in dem unschuldigen Vergnügen an den Witz des H. Unterstaatssecretärs nicht unbefangen gehen lassen; wir werden vielmehr aus dem Idyll sehr unsanft herausgerissen, wenn wir lesen, wie der junge Staatsmann seine frivole Kälte rechtfertigt: „daß ich bei ruhigem Blute, oder wie es Ihnen beliebt, „eiskalt“ blieb, während Alle bestürzt und ergriffen waren, würden Sie mir nicht zum Vorwurfe machen, wenn Sie wüßten, daß mir die Eröffnung, welche die andern unvorbereitet traf, um acht Stunden früher gemacht worden war. Der Vorgang der „militärassistenzlichen Reichstagsbeseitigung“ (ein Ausdruck, den Dr. Pinkas gebraucht), war mir aber in jenem Augenblicke eben so unbekannt, als Ihnen, ja ich erfuhr ihn sogar um ein paar Stunden später als Sie, da ich, wie Sie sich wohl erinnern müssen, noch in derselben Nacht mit dem Grafen Stadion nach Olmütz abreiste. Erst gegen Mittag des andern Tages langte ich von da zurück im Schloßhose von Kremsier an und war nicht wenig überrascht, als ich solchen in ein Feldlager umgewandelt fand.“

Die Auflösung des Reichstages war ein Situationsstück mit militärischen Evolutionen, wie man sie sonst etwa im Josephstädter Theater zu sehen bekam. Der Schatten des Shakespeare ist nicht über die kleine Bühne von Kremsier hinweggeschritten, der alte Kothurn war nicht in dem Städtchen der Hanna zu suchen. Ohne tragischen Pathos ward das Schicksal des Reichstags vollzogen, in stiller Resignation ließen sich die Deputirten den letzten Rest der Diäten auszahlen, und gingen mit einem kleinen Stachel im Herzen wieder in ihre Heimath zurück. Das Drama von Kremsier war ohne eigentliche Handlung; die Helden desselben träumten in dem erzbischöflichen Palast den schönen Traum des Cymont, sie sahen die Freiheit als eine Vision, von lichtem Glanze umflossen, mit der demokratischen Bürgerkrone auf dem Haupte, aus der Zukunft herüberschweben und freuten sich der herrlichen Erscheinung. Aber eines Morgens wurden sie aus der Seligkeit des Traumes durch die Auflösung des Reichstages auf sehr unsanfte Weise geweckt und das scharfe Tageslicht absorbirte den leuchtenden Nebel der Traumgestalt. Das catonische: *Ceterum vero censeo* der Grenzboten in Bezug auf die Auflösung der österreichischen Constituante war sehr ehrlich gemeint; denn wenn auch das Vorschweben einer Vision kein realer Verlust ist, so wollten wir doch dem Reichstage den Kagenjammer der Illusion erspart wissen. Das Ministerium hat es je-

doch anders für gut befunden, es hat den Reichstag ruhig fortträumen lassen, um ihm dasjenige, was einzelne Mitglieder desselben aus dem Traume herausgesprochen hatten, als Hochverrath zu imputiren.

Wir werden aus dem Gespräche, welches der Herr Unterstaatssecretär mit dem Abgeordneten Pinkas in jener berühmten Nacht geführt hat und das er uns in seiner Broschüre vollständig mittheilt, ein gedrängtes Verzeichniß der Reichstagsünden herauslesen können. Der Kanon der ministeriellen Moral ist leider ein überwundener Standpunkt. Doch lassen wir den Prediger selbst zu Worte kommen.

„Der Verlauf des Gespräches war folgender: Ich berief mich darauf, wie ich es gewesen, der in Olmütz während den Octobertagen mit Brauner für die Aufrechthaltung des Reichstags gekämpft; ich erklärte, wie ich fort und fort die Hoffnung genährt, den Wunsch ausgesprochen habe, daß dem Reichstage es gelingen möge, die Verfassung Hand in Hand mit der Krone zu Stande zu bringen; ich sagte, wie ich endlich die traurige Ueberzeugung gewonnen, daß dieser Reichstag nicht die Fähigkeit habe, das große Werk zu einem gedeihlichen Ende zu führen; ich berief mich zum Beweise dessen auf die letzten Vorgänge in der Kirchenfrage und hab ferner, wie der Reichstag seine Stellung und Aufgabe ganz aus den Augen verloren, wie er sich herausgenommen, in ein Gebiet hinüberzugreifen; das nicht das seinige, über Dinge zu urtheilen, über die er nicht Richter, einen Wirkungskreis sich anzumäßen, der ihm nicht eigen. — Sie fragen, ob ich unter dem Verlangen nach kirchlichen Synoden Religionsmacherei zu verstehen beliebe. Der Himmel bewahre! das beliebe ich nicht Religionsmacherei zu nennen. Sonst müßte ich mich auch derselben beschuldigen; denn ich hege selbst das lebhafteste Verlangen, daß es unsere Bischöfe für gut finden mögen, diese mächtigen Hebel einer heilsamen Kirchenreform bald möglichst in Bewegung zu setzen. Aber, mein Herr, Sie wissen es so gut wie ich, daß die Majorität des Reichstags es nicht dabei bewenden ließ, das Verlangen nach kirchlichen Synoden zu hegen. Das gesammte Verfahren des Reichstages bei Verhandlung der Kirchenfrage, das Verfahren, der Kirche vorzuschreiben, in welcher Weise sie sich constituiren solle, welche Schritte sie um ihrer Reform willen zu thun habe, — das, Herr Doctor, beliebe ich Religion machen zu nennen.“ —

„Doch ich komme zur Hauptsache, zu dem Hauptpunkte Ihrer Anklage gegen mich. Sie werden sich erinnern, daß in jener Nacht fast nur von Blut, Revolution, Aufstehen des Volkes, wie ein Mann u. s. w. gesprochen wurde. Ich begann, daß es meinem Gemüthe bange Besorgnisse einflöße, wenn ich wahrnehme, wie die Ersten der Nation Leidenschaftlichkeit in einem Augenblicke walten ließen, wie die Besonnenheit vor Allem Noth thut; ich beschwor Sie, zu bedenken, welches Unheil eine Brandfackel, unter unser leicht entzündbares Volk geschleudert, anstiften könne; ich hielt es Ihnen vor, was für Folgen ein innerer Krieg in unserm Böhmen

namentlich in Absicht auf die czechische Nationalität, die Ihnen doch zunächst am Herzen liege, haben müsse; ich erinnerte Sie, daß gerade die Periode der höchsten Kraftentwicklung unseres Heimathlandes, die Zeit der Religionskriege es gewesen, welche die Macht des Landes gebrochen, Bildung und Geseßung auf Jahrhunderte zurückgeworfen, die zu so hoher Stufe gediehne Pflege einheimischer Sprache und Literatur aufgehoben, gelähmt, unterdrückt habe; ich stellte Ihnen vor, daß ein Bürgerkrieg in dem jetzigen Zeitpunkte nur die Folge haben könne, daß sich die deutschen Kreise Böhmens Deutschland in die Arme werfen und die Czechen von der Macht des gesammten Deutschlands erdrückt werden, oder -- so endigte ich -- „die nicht czechischen Kreise sagen sich los von den andern und schlagen sich zu Deutschland. — Sie sollen zum Teufel gehen, wenn sie nicht bei uns bleiben wollen, warfen Sie heftig darein. — Darauf ich: wenn Ihnen das für nichts gilt, mir ist es nicht gleichgiltig; mir „würde es das Herz zerschneiden, wenn ich mein schönes Vaterland getheilt sähe!“ —

Welche Staatsweisheit und welch' großer Sinn kündigt sich in diesem albernen Geklätsch an! Hätte der Unterstaatssecretär mit dem Deputirten Pinkas in jener Nacht eine Parthie P'ombre gespielt, ich würde es weit eher entschuldigt haben.

Nachdem nun der Herr Unterstaatssecretär noch mancherlei von dem Schmerze, verkannt zu sein, von dem Bewußtsein, das seine Brust gegen die Pfeile stählt, die von allen Seiten auf ihn abgeschossen werden, und von der festen Ergebung, mit der er die Widerwärtigkeiten seiner Stellung zu tragen denke, gesprochen, schließt er mit folgenden Worten: „Dies, mein Herr, meine Erwiderung! Dies einmal habe ich geantwortet, damit es für die Zukunft nicht den Anschein habe, als könne ich nicht antworten, wenn ich nicht antworten will! Ich werde mich nicht mehr einlassen, weder gegen Sie, noch gegen andere. Einmal ob der Wucht meiner Geschäfte, die mir wahrlich nicht die Zeit läßt, jeden Handstreich aufzuheben, der mir herausfordernd hingeworfen wird. Dann aber, weil ich es unter meiner Würde halte — wohl gemerkt, damit Sie nicht auf eine falsche Vermuthung kommen, nicht unter meiner Würde als Unterstaatssecretär, sondern unter meiner Würde als Mann von Ehre, dem es nur zu wohl bekannt ist, daß er in solcher Zeit Angriffen und Verdächtigungen nicht entgeht. Mir schwebt dabei ein Ausspruch Göthe's vor Augen. Gegen diesen beklagte sich einst Jean Paul über die Plumpheit der Angriffe, denen er ausgesetzt sei, und meinte: Nun werde er aber nicht mehr antworten, es sei denn, daß ihn jemand beschuldige, einen silbernen Löffel gestohlen zu haben.“ — „Auch dann thun Sie es nicht, mein Freund!“ erwiderte ruhig lächelnd Altmeister Goethe. „Wer durch ein Dorf reitet, den bellen die Hunde an, weil er hoch sitzt und schneller vorwärts kommt, als sie!“

Solch' stille Verachtung ist der letzte Trost der Unfähigkeit; es liegt eine Romantik darin, auf die sich ein frommes Gemüth sehr wohl verstehen wird.

Noch ein Wort, ehe wir uns trennen. Wenn Sie manchmal die Grenzboten gelesen haben, so werden Sie sich zu erinnern wissen, daß es eine Zeit gab, wo Sie zu unserer Partei gehörten. Wir sind der dithyrambischen Religionschwärmerei der Jugend entgegengetreten, welcher der Feuertrank des Idealismus zu Kopfe stieg, aber eben so bestimmt müssen wir uns gegen die Trivialität der Beschränktheit erklären, der es an Ideen fehlt. Wir erwarteten, daß Ihre Gönner der Revolution ein verständiges Maß geben, nicht aber unter der Flagge des allgemeinen Belagerungszustandes einen Tempelraub begehen würden; so wie man etwa die Hausbewohner zu binden und zu knebeln pflegt, wenn man silberne Löffel und andere Dinge von Werth entwenden will. Daß auch Sie Ihre Hand in der häßlichen Geschichte hatten, ist vollends unverzeihlich; denn Sie sind noch

jung, und ich kann mir es recht lebhaft vorstellen, wie gut Ihnen selbst der Stürmer und der Regionsroß zu Gesichte gestanden hätte. B.

Preussische Briefe.

Siebenter Brief.

Berlin, den 5. April 1849.

Die Kaiserwahl.

Ich verschob mein Schreiben von Tage zu Tage, weil man jeden Augenblick eine neue Wendung der deutschen Sache erwarten konnte. Indes endlich muß man doch einmal abschließen. Nehmen Sie denn ein Bild von der gegenwärtigen Lage und messen Sie es nicht dem Schreiber bei, wenn es kläglich ausfällt.

Die erste Nachricht von der Wahl machte einen sehr gemischten Eindruck. Nach der Ablehnung des Welcker'schen Antrags war die geringe und um einen so theuern Preis erkaufte Majorität nicht im Stande, das Imponirende eines mit einer gewissen Gewaltthätigkeit ausgesprochenen Nationalwillens zu ersetzen. Die voreilige Nachricht von der Annahme des Welcker'schen Antrags hatte in Berlin die größte Sensation hervorgebracht, weil sie überraschte; jetzt aber hatte man sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, und es fehlte ihm der Reiz der Neuheit. Zwar ließ sich das Gefühl des specifischen Preussenthums, das durch alle Anstrengungen des Radicalismus nicht hat verwischt werden können, eine solche Huldigung von Seiten der süddeutschen Brüder wohl gefallen, aber auf das Detail der neuen Situation mit Interesse und Verständniß einzugehen, dazu fehlte die Lust und eigentlich auch die unmittelbare Anschauung. Die Zeitungen, mit Ausnahme der Neuen Preussischen, waren am lautesten in der Anerkennung der octroyirten Würde; sie sprach sich in den alten Blättern mit spießbürgerlichem Wohlwollen aus, in der deutschen Reform mit einem gemäßigten Enthusiasmus, in der Nationalzeitung mit grossenden Ermahnungen. Das große Publikum trug sich zu sehr mit der Idee des Belagerungszustandes herum, als daß eine, wenn auch noch so lockende Fernsicht es hätte erheblich elektrisiren können.

In den beiden Kammern herrschte die kaiserliche Partei vor; nur domirte, je nachdem man sich rechts oder links hielt, der preussische oder der deutsche Volkssouveränitäts-Gesichtspunkt. Man kann übrigens auch der Linken in der zweiten Kammer nachsagen, daß sie sich in dieser Frage erträglich gowernemental hielt; Herr v. Berg deutete die Nothwendigkeit an, demjenigen Manne das Scepter Deutschlands in die Hände zu geben, der bereits das Schwert trug. In folgenden Punkten waren alle Parteien einig. Der König müsse die ihm übertragene Würde annehmen, weil sonst, wie die Rechte meinte, ein anderer Staat die Hegemonie Deutschlands an sich reißen könnte, oder weil nach der Ansicht der Linken die Auflösung der Nationalversammlung und die Rückkehr zum System der heiligen Allianz die unabweisliche Folge einer Ablehnung sein müßte. Selbst die Legitimisten, in deren Namen dießmal Graf Arnim-Boitzenburg eine Adresse abgefaßt hatte, waren für die Kaiserwürde, wenn sie auch die Rechte der Fürsten schonen